

# Der ewige Traum [Fortsetzung]

Autor(en): **Caren**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **35 (1945)**

Heft 27

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-647372>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# DER EWIGE TRAUM

## 2. Fortsetzung

Tino wirft einen prüfenden Blick auf den vornübergebeugten Rücken seines Vaters und versucht, durch einen etwas lautereren Seufzer, verbunden mit einem kräftigen Husteln, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, aber vergebens. Der Vater kehrt ihm weiter seine schweigsame Hinterfront zu, auf der sich im blauen Leinen des Overall ein paar dunkelfeuchte Flecken abzuzeichnen beginnen.

Der Junge schüttelt mit besorgt überlegener Miene den Kopf und entschliesst sich endlich zu einer direkten Anrede.

„Du Niki“, mahnt er vorsichtig — er hat seinen Vater nie anders als mit dem Vornamen genannt — „du Niki, wenn nämlich das Mineral bald auf 1000 Grad erhitzt wäre, könnte ich uns vielleicht jetzt die Fischchen braten — es ist schon bald Zwei.“

Der Angeredete dreht sich langsam um und sieht den Sohn mit einem ganz abwesenden Blick an, als müsse er sich erst überlegen, wer da gesprochen hat. Das schmale Gesicht mit der eigensinnig vergrübelten Stirn ist von der Hitze kupferrot gefärbt, und die sehr tief liegenden, grauen Augen sind ein wenig entzündet und blinzeln müde in die Helligkeit. Aber sie scheinen doch das hübsche Bild aufzunehmen, den kleinen braunen Knabekörper dort im Fensterrahmen vor dem grünen Hintergrund des Feigenbaums. Die angestrengte Spannung der Züge löst sich ein wenig zu einem kleinen Lächeln.

„Erstens, Stan“, sagt er freundlich-zerstreut, „muss das Mineral nicht nur auf tausend, sondern auf vierzehnhundert Grad erhitzt werden und mindestens noch eine Stunde auf dieser Temperatur bleiben, und zweitens habe ich sowieso

keinen Appetit. Du kannst dir ja die Fischchen da auf dem zweiten Loch braten.“

Aber Tino schüttelt energisch den Kopf und verfällt in den sanft überredenden Tonfall, der ihm noch von der verstorbenen Mutter im Gedächtnis geblieben ist.

„Nein, Niki, weisst du, in dem Gestank kann ich unmöglich Fischchen braten. Und das Feuer ist dafür auch viel zu stark, da verbrennt mir das Öl. Und allein essen mag ich auch nicht. Einmal musst du schliesslich auch eine kleine Pause machen“ — und da er im Gesicht des Vaters etwas wie Ungeduld auftauchen sieht, fügt er gleich beschwichtigend hinzu: „Ich mache die Fischchen dann einfach nebenan auf dem Spirituskocher, und bis sie fertig sind, kannst du dann auch das Mineral allein lassen. Ich lege noch mal Koks nach, damit dein Feuer hält, und du ruhest dich ein bisschen aus — ja? Du wirst schon sehen, wie gut es dir schmeckt.“ Rasch, ohne die Antwort abzuwarten, gleitet er vom Fensterbrett herunter, ergreift eine grosse irdene Stielpfanne, den Teller mit den Auberginen, klemmt sich die Ölflasche unter den Arm und verschwindet im Nebenzimmer, dem sogenannten Speisesaal.

Das ist freilich eine etwas pompöse Bezeichnung, gerechtfertigt höchstens durch die allerdings ungewöhnliche Ausdehnung des Raumes, der früher als Getreidespeicher gedient haben mag und durch kleine, hochliegende Fenster sparsames Licht erhält. Die neue Bestimmung ist lediglich angedeutet durch einen grossen runden Eichentisch, der vermutlich einmal bessere Zeiten gesehen hat. Vier provençalische Bauernstühle mit geflochtenen Strohsitzen sind ordentlich darum gruppiert. An der einen Wand eine Art Diwan und ein grosser alter dunkler Schrank, der trotz seinen mächtigen Ausmassen hier ziemlich klein erscheint. Gegenüber ein etwas altersschwaches, langes Büffet mit einer zersprungenen Marmorplatte, darauf ein kupferner Teekessel, eine grosse Schüssel voll blauer Feigen und der bewusste Spirituskocher, auf dem Tino jetzt mit Ernst und Eifer seine „Fischchen“ in siedendem Öl zu braten beginnt. Während die letzte Schicht sich langsam bräunt, deckt er den Tisch, zaubert aus einem dunklen Winkel eine grosse Schüssel grünen Salat, ein langes Weissbrot und eine halbgelerte Flasche Wein hervor; saust wie der Wind die schmale Leiter hinunter, die durch einen Schacht in der Ecke des Raumes gradewegs in den Hof hinunterführt, und füllt am Brunnen den Krug mit frischem Wasser, um gleich darauf, ein bisschen atemlos, aber sichtlich befriedigt, von seinen Leistungen, in der Küchentür zu erscheinen und seinen Vater mit sanfter Gewalt zu Tisch zu führen.

Der lässt sich diesmal — er muss schon sehr müde sein — auch wirklich nicht erst lange bitten. Ungeschickt zerrt er sich den Oberteil seines Arbeitsanzuges über den Kopf und läuft zu der grossen Wasserbütte, um sich Gesicht und Hände und den ganzen nackten Oberkörper zu waschen. Er schaudert dabei sogar ein bisschen unter dem kühlen Luftzug, der aus der halboffenen Tür des Nebenzimmers in die Ofenglut der Küche dringt. Aber da hält ihm Tino auch schon den verblichenen Bademantel hin, der neben dem Overall das wichtigste Stück seiner Garderobe darstellt. Guter kleiner Tino, wie er an alles denkt! Wie ein richtiger kleiner Mann oder sogar beinahe wie eine kleine Hausfrau. Raffal fährt dem Jungen mit einer flüchtigen Bewegung scheuer Zärtlichkeit über das verwirrte Haar und fühlt in

## Der alte Bagabund

*Wenn manchmal auf den Wanderwegen  
sein Sehnen jedes Mass zerbricht,  
wie träumt sich's da so stolz, verwegen,  
wie ist das Leben leicht und licht!*

*In diesen hohen Augenblicken  
Weiss er nichts mehr von Hohn und Spott,  
denn er steht über den Geschicken  
und ist sein selbsterträumter Gott.*

*Doch wenn die Strassen endlos werden,  
wenn ihm der Staub die Kehle schnürt,  
wenn er mit traurigen Gebärden  
anhält und heiss den Hunger spürt,*

*dann fühlt er es zu innerst wieder  
wie ungeliebt sein Leben war. —  
Da warf ein Baum ihm Früchte nieder  
und bot ihm seine Liebe dar.*

ERWIN SCHNEITER

einer Art dunklen Schuldbewusstseins, dass all dies eigentlich nicht recht in Ordnung ist. Ein Kind ohne Mutter, für das er selber sorgen müsste, statt dass es für ihn, den Vater, sorgt.

Freilich — wenn der neue Versuch fehlerlos gelingt, wenn man endlich die Erfindung in grösserem Massstab auswerten könnte, dann hätte man Geld genug, den Jungen in irgendein erstklassiges Internat zu schicken. Meinethalben nach Eton. Aber natürlich — mit dieser unvollkommenen Apparatur — — —!

Seine Gedanken sind schon wieder bei dem Experiment. Er merkt kaum, was er isst, und erst, als er zerstreut nach dem Glase greift, das ihm Tino über den Tisch hinschiebt, blickt er auf und bemerkt, dass er schon wieder einmal weit fort war, während Tino offenbar darauf brennt, ihm irgendetwas zu erzählen. Er leert mit einem gierigen Zug das Glas und ihm ist, als ob mit dem gelöschten Durst die Spannung der immer um denselben Punkt kreisenden Gedanken ein wenig nachliesse.

„Fein hast du wieder gekocht, Stan“, sagt er mit einem aufmunternden Lächeln, „du kannst nächstens Küchenchef beim König von England werden oder mindestens beim Duke of Windsor.“

Aber Tino schüttelt verächtlich den Kopf.

„Küchenchef! Wo du doch weisst, Niki, dass ich Musiker werde. Und überhaupt bin ich schon so gut wie engagiert. Die schöne Dame, die ich gestern beim Baden getroffen habe — ich wollte dir schon die ganze Zeit davon erzählen, aber ich dachte, du hörst doch nicht zu... Also die schöne Dame will mich auf ihre Turniere mitnehmen oder so ähnlich, damit ich die Musik mache, nach der sie tanzt. Ich habe bloss zufällig den „Bolero“ gepfiffen, du weisst schon, den du nicht mehr hören kannst. Und da ist sie gleich ganz begeistert gewesen und hat gesagt, ich muss ihr unbedingt auf meiner Occarina alles vorspielen, was ich kann, auch was ich mir selber ausgedacht habe — gleich morgen. Aber ich hab' ihr natürlich gleich gesagt, dass ich heute nicht kann, weil ich doch mit dem Onkel Andre in den Steinbruch fahre. Sie ist aber jeden Tag am Strand und —“ er muss einen Augenblick Luft schöpfen, denn die Begeisterung verschlägt ihm den Atem — „sie ist eine richtige, schöne Dame — sehr fein und sicher furchtbar reich, denn sie wollte mir gleich Geld geben für meine Bärchen. Aber ich habe es nicht genommen, natürlich, weil ich sie ihr doch geschenkt habe. Verstehst du, Niki?“

Zu Tinos grösster Überraschung haben diese aufsehenerregenden Mitteilungen nicht ganz die erwartete Wirkung. Im Gegenteil. Niki macht auf einmal ein so strenges Gesicht, als ob er ein ganz gewöhnlicher Vater wäre, den man nächstens mit Papa anreden müsste.

„Was sind das für sonderbare Geschichten?“, sagt er sichtlich verstimmt. „Eine schöne Dame am Strande, eine Tänzerin vermutlich, die dich auf ihre Tournee mitnehmen will? Das ist doch alles Unsinn — hoffentlich! Ich habe dir doch schon so und so oft gesagt, dass ein vernünftiger Junge sich nicht mit wildfremden Leuten einlässt. Das fehlte noch, dir Geld anzubieten, wie einem Lazzaroni, und dich womöglich verschleppen zu wollen! Ich sehe schon, das geht so nicht weiter. Wenn ich soweit bin, schicke ich dich nach Eton, hier verwilderst du mir noch vollständig. Warum warst du überhaupt gestern am Strand statt in der Schule, Konstantin?“

Dominik Raffal ist bemüht, seiner Stimme den Ausdruck strengen pädagogischen Ernstes zu geben, wie immer, wenn er von Zeit zu Zeit mit bitterem Selbstvorwurf feststellen muss, dass er sich unverantwortlich wenig um die Erziehung seines Sohnes kümmert.

Tino, zunächst einigermaßen verblüfft, kennt solche gelegentlichen autoritären Anwandlungen seines Vaters gut genug, um sich keineswegs aus der Fassung bringen zu lassen. Praktische Folgerungen sind sowieso nicht zu be-



### Lärchen auf der Tafelalp im Göttschental

Vom jahrzehntelangen Kampf mit den Unbilden der Witterung sind diese Lärchen in interessanter Weise verkrüppelt. Man sieht deutlich, wie auf Zeiten der Erholung und des Aufreitens immer wieder neue Rückschläge folgten. Wenn auch der Stamm im Kampf unterlag, so richtet sich immer noch ein Ast zum Himmel

fürchten, wie er aus Erfahrung weiss, und ausserdem ist sein Gewissen diesmal ungewöhnlich rein.

„Schule“, sagt er mit leisem Vorwurf, „wo wir doch schon seit vier Wochen Ferien haben!“

Das Argument ist schlagender als Tino ahnt, denn es bestätigt dem Vater mit erschreckender Deutlichkeit, wie sehr er sein Kind vernachlässigt. Nicht einmal zu bemerken, ob der Junge in die Schule geht oder nicht. Einfach unverstänglich. Wenn nur Marlise noch lebte!

Unwillkürlich dämpft er seinen Ton und fragt fast zärtlich besorgt: „Also wie war das alles, Stan, erzähl' mal ganz genau und vernünftig der Reihe nach. Was ist das für eine „schöne Dame“, für die du Musik machen sollst? Eine Tänzerin also?“

Tino nickt eifrig. „Ja und sie macht Tourneere...“

„Tourneen heisst das.“

„Na, also Tourneen durch die ganze Welt und dabei soll ich sie eben begleiten — etwas später natürlich“, setzt er vorsichtig hinzu, „wenn ich mal ein richtiger Musiker bin.“

„Ah so, das ist schon etwas anderes, dann war es nur ein Scherz.“

Nein, das will Tino keinesfalls wahrhaben. Er stürzt sich in lange und ausführliche Schilderungen des ganzen Vorgangs, um zu beweisen, dass eine so schöne und liebe Dame ihn unmöglich nur zum Besten gehalten haben kann.

„Hat sie dich nicht etwa irgendwie ausgefragt?“ unterbricht ihn der Vater mit misstrauischem Stirnrunzeln. Tino

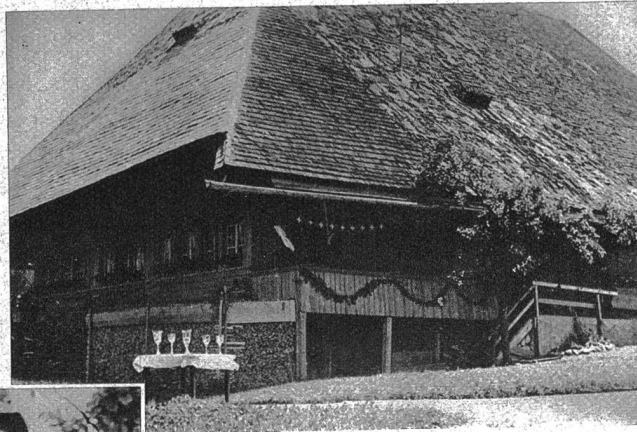


Oben: Nettes Bildchen aus dem Umzug. In der Mitte der Trompeter vom Grauholz, der erste Vorläufer der Musikgesellschaft

Oben rechts: Drei Wichtige vom Festzug. Links der Dirigent Otto Stettler, in der Mitte Musikdirektor Arn und rechts der Delegierte des Kantonalen Musikverbandes, Herr Pfeuti

Rechts: Altes Ferenberger Bauernhaus

Unten: Ein Grenzbesetzungsveteran in netter Gesellschaft



Wer kennt es nicht, das schön gelegene Dorf am fruchtbaren Südabhang des Bantiger, schön gebettet auf einer sonnigen Terrasse. Wer kennt nicht die prachttvolle Aussicht auf das ganze Alpenpanorama des Oberlandes. Das Dorf ist vom Tal aus gut erreichbar. Von Stettlen oder Bolligen führen prächtige Wanderwege der Höhe zu. Die Stadt Bern liegt wie ein Bild aus der Vogelschau zu unsern Füßen.

Die Ferenberger sind initiative Leute. Sie besitzen eine grössere Musikgesellschaft, einen Männerchor, Frauenverein und Ortsverein. Daneben unterhalten sie zahlreiche

Genossenschaften, wovon die Käsevereingossenschaft Ferenberg-Bantigen gerade kürzlich das 100jährige Jubiläum feiern konnte. Das Dorf besteht fast ausschliesslich aus Landwirtschaftsbetrieben, und ringsherum hat es auch noch eine grössere Anzahl, zum Teil ziemlich abgelegene, stattliche Gehöfte. Ihre altüberlieferten Namen, wie Rüden, Feld, Winterlen, Boden, Hohfuhren, Hofacker, Hofmatt, Aeschi und Liebigberg, lassen alle auf die entsprechenden Eigenschaftenschiessen.

### Die Vorgeschichte

Wenn wir ganz weit zurückgreifen wollen, so können wir den Trompeter Bergmann aus Flugbrunnen, der beim Gefecht im Grauholz zum Angriff geblasen hat, bereits als den ersten Vorläufer des Vereins bezeichnen. Seither sind 6 Generationen der Bergmann dem musikalischen Leben treu geblieben. Schon in den 60er Jahren des letzten Jahrhunderts bestand auf der Bleiche in Stettlen und später in Flugbrunnen eine Vereinigung von Musikanten. Diese bildeten den Grundstein zur Gründung der Musikgesellschaft Ferenberg. Sie war weit herum die erste Landmusik, und hat ihren ländlichen Charakter auch bis heute bewahrt. Einige Veteranen erinnern sich noch heute, dass der Verein im Jahre 1891 neben der Stadtmusik Bern und der Konstanzer Regimentsmusik an den Feier-

(Schluss auf Seite 818)

setzt eine überlegene Miene auf. „Als ob ich mich ausfragen liesse! Ich habe bloss gesagt, mein Vater wäre Erfinder, weiter gar nichts.“

„Und hat sie sich nicht erkundigt, was für Erfindungen ich mache?“

Tino kennt diesen beunruhigten Ton.

„Aber Niki“, sagt er mit dem feierlichen Ernst eines gekränkten Ehrenmannes, „du weisst doch, dass ich dir mein Wort gegeben habe, niemals auch nur eine Silbe über unser Geschäftsgeheimnis zu sprechen, zu gar niemand — ausser zu Onkel Andre natürlich, der sowieso zu uns gehört. Neulich als ich von Herrn Scotto die 1000 Francs abholte für das Gold, das du ihm verkauft hast, wollte er auch alles mögliche von mir wissen. Er hat mir sogar eine ganze Tafel Schokolade geschenkt, aber ich habe bloss gesagt, ich komme nie in dein Laboratorium. Übrigens —“ er macht

eine kleine Atempause und setzt mit der Beiläufigkeit eines geschulten Diplomaten hinzu: „da wir gerade davon reden, Niki, es wäre ganz gut, wenn du vielleicht wieder mal ein bisschen Gold machen könntest zum verkaufen. Weil nämlich der Bäcker sein Geld haben will vom vorigen Monat. Und Tante Philomene, die macht auch manchmal so ein langes Gesicht, als ob sie was dafür haben möchte, wenn sie uns Obst und Gemüse bringt. Vielleicht sollten wir ihr auch mal wieder ein paar Francs geben — was meinst du? Sie sagt immer, sie haben Sorgen und dabei ist sie doch so dick. Und von Sorgen wird man doch dünn, Niki, nicht wahr?“ fragt er mit übertriebener Lebhaftigkeit, sichtlich bestrebt, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben.

Niki tut ihm auch den Gefallen, darauf einzugehen und erzählt, dass ein grosser englischer Dichter namens Shakespeare irgendwo vom „Kummerspeck“ spricht. Und so ähnlich sei es offenbar mit der guten Tante Philomene.